

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 271. — No, Mister Edithor, was ich von die Hix soffere, da mache Se sich gar kein Begriff von. Es kann ja sein, daß meine Korpusculen-haftigkeit ein gute Scheit dazü feitrage duht, awer ich meine auch mer hätte noch nie so e Hix gehabt wie grad bei diese Zeit. Do kann mer widder sehn, daß der Mensch nie nit fattigkeit is un daß er immer fide muß. Wie lang hen mer taltes Wetter gehabt — was duht der Mensch? er ktid! Jetzt hen mer heißes Wetter un off Rohrs wer gefidit. Aworwer für Pittiehefts, was solle mer dann for Wetter hen? Aworwer für widder auf meine unformfortebbel Randischer, zu komme, so muß ich sage, daß ich arig unner den Wetter sin. Der Philipp, was mein Hosband is, der duht sich immer unnerer, wann ich sompheme duhn. Er ksticht, daß er ganz fortfortebbel fühle duht un wann es zu heiß for ihn mache deht, dann deht er an ein Platz gehn, wo er inset un aufseit dauntuhle fönt. Ich weiß off Rohrs, daß er mit den Platz nides annerkter meint, als wie den Bedes-wiler. Jehs, wann ich es so gut hätt, wie die Mensch is un in per-tideler wie der Philipp, dann deht ich auch nit komplegne, aworwer da wär ich schön gefidit, wann ich es so mache wöllt. Mister Edithor, mache Sie emol jeden Dag so viele Wetter un strehene Sie emol so e großes Haus uff un toche Se Dinner for so viele hungrige Mäuler un wasche Se dann die Dishes un dann wolle mer emol sein, wie Se dann fühle. Das is aworwer noch nit all. Nemme Se emol an, wann ich wasche! Morgens un vier Uhr stehn ich an den Waschtob un ich muß schaffe wie en Rider, wann ich um zwölf Uhr fertig sein wöll. Ich hen schon oft zu den Phil-ipp gesagt, er sollt mich wenigstens den Ringer drehe, aworwer an den Waschtob, do hot er immer ebbs arig importantes zu duhn un kann nit heim stehn. So is es dann komme, daß ich ihn gar nit mehr gefragt hen un allein mei saueres Wert gedahn hen; off Rohrs hab ich, so lang ich bei die Arbeit war, nit grad die freundschaftliche Gefühle gege den Philipp in meinem Busen gehet, aworwer do gibt der Keller ja auch nit viel drum un ich hen ihn auch die Sättisfadschen nit gewo wolle, daß ich bei ihn komplehnt hätt. Unner die Zirkumstanzes könne Se sich meine Surpreis im-mätschinne, wie ich den anere Dag widder in alle Früh in den Keller gange sin for mei Lieblingsbeschäfti-gung zu starte, wie ich do gehört hen, daß obstehts Jemand in das Haus erum geschlappt is. Ich hen gut ge-nuw gewöhnt, daß es die Kinner nit ware, bitahs die schlofe wie en Bried un ich hen auch nit glauwe könne, daß mehbie en Strehsfader in das Haus wär. Well, nach e kleine Weil is Je-mand die Stepps erunner komme un biredt in den Keller. Es is der Phi-lipp gewese! Wats die Mäiter, Phil-ipp, hen ich gesagt, bist du aus den Bett gefalle? Do hot er gesagt: Bett ge-falle, natting! Is heut nit Wasch-bag? „Das is was heut is, hen ich gefragt, aworwer das duht dich doch nit ruwele.“ Well, hot er gesagt, es is

nämlich den Weg: wann ich an Wis-ness fort muß, dann sin ich ja edsjuhit, aworwer wann en Mann die Zeit hat un er duh: seine Frau nit helte, dann is er en Lump un ich dehte, das tannst du nit von mich sage. Also hier sin ich un ich sin rettig einzupittsche, daß es an alte Hund jammere duht. Ich hen mich ja dehte könne, daß do noch ebbs annerkter dahinner war, aworwer ich hen nids drum gewo. Ich hen gesagt: das is recht, Phil, un jeht füll mich emol gleich die Waschtobbs. Das hot er gedahn, hot aworwer so viel Wasser verschlabbert, daß hier in den Keller hätt schwimme könne. Dann hen ich ihn gebeide den Waschringer zu drehe. Er tell jub, der Phil hot e Bauer dimelopt, daß die Bettstiehs un die Pillertehses un das all nur so durch den Ringer dorchgeflogt sin. Ja, hen ich gedent, wann es so geht, dann is das Schaffe Jonn. Philippche, hen ich gesagt, jeht nimmit du mich die Wasch aufseit in die Jahd un duhste an die Lein hänge. Nach aworwer schuhr, daß die Pohls fest stehn. Do hot er e Fehs gemacht, als wann er sage wöllt, daß wist er schon für sich alleins. Er is dann obstehts un nach e paar Minuits is er widder komme un hot sich noch e Wäster voll geholt. D, mei, hen ich gesagt, ich schutt seh, daß du e Hely bist; so schnell hen ich es in mei ganzes Leve noch nit fertig gebracht. Wie er die letzte Lobd obstehts genomme hot, do hen ich den Keller noch e wenig ge-schroppt un uffgestreht. Die We-desweilern hot schon oft gefagt, ich deht en Fühl aus mich mache, daß ich das jebesmol duhn deht, aworwer ich sin emol den Weg un ich dehte es is auch nit mehr wie recht, daß mer nit die ganze Noß liege löst. Well, wie ich fertig warn, sin ich obstehts un sin doch neugierig gewese, wie der Phi-lyp sein Schapp getadelt gehabt hot. Die Wasch hat ja ahtreit an die Lein gehängt, aworwer wie ich gesehn hen, hot er nit e einzige Kiohsipn gejuht gehabt. Do kann mer sehn, wie fenalech en Mann is, wann mer in nit uff alles mit die Noß stoße duht. Ich hen ein von die Pohls e wenig gecheht, for auszufinne, ob er auch fest stehn deht un ich hen den Pohl hardlie ge-tofscht gehabt, bäng! do hot die ganze nasse Wasch in die dreckige Jard ge-lege. Das Riesolt war, daß ich jebes einzelne Stück noch emol dauntuhers hen schleppe un auswasche misse un wie ich die Wasch widder obstehts an die Lein gehabt hen, do hot's gestart zu regene tubiet die Bänd. Ich hen se widder abgemacht un an die Gärtet geschleppt un dort zum Dridale hin-gehängt. Off Rohrs kann ich den Phil nit gut for den Rege blehme, aworwer wann er mich noch emol komme duht for mich wasche zu helte, dann kriegt er die Waschmaschinen an den Kopp geschmissle.

Mit beste Riegarde
Yours
Lizzie Hanfstengel.

Nicht ängstlich.
Gast (zum Oberkellner): „Ich habe mich hinein lassen und dem Wirth gesagt, wegen der hohen Rechnung, das wäre eine Lumperei; der wird doch nicht klagen?“
Oberkellner: „Was glauben S', da kam' er nicht vom Gericht herunter!“

Dilemma.
A.: „Unlängst wollte man in unse-rem Orte eine Feuerwehr gründen; es hatten sich auch 20 Männer hierzu gemeldet!“
B.: „Nun, diese Anzahl hätte ja genügt!“
A.: „Freilich, aber 19 von diesen 20 wollten Hornisten werden!“

Auf dem Schickstand.
Leutnant: „Sie schießen ja unter aller Kanone, Einjähriger Wetter-bahn, was sind Sie denn in Ihrem Zivildienst?“
Einjähriger: „Forstassessor, Herr Leutnant.“

Leutnant: „Auch das noch? Na, da möchte ich in Ihrem Revier ein Reh-bock sein, hundert Jahre alt würde ich fiker!“

... Und was machen Sie Sonntags, Herr Federl?“
... Sonntags... D, da seh' ich mich im Stadtpark zwischen zwei hübsche, junge Damen und spiel' den verfluchten Rekl!“

Der Sladong.

Ein Jagdabenteuer aus Ceylon, von G. W. Ostner.

Mit zwei malayischen Kulis war ich im Innern der Insel Ceylon auf die Jagd gegangen. Die beiden Malayen waren mir von befreundeter Seite empfohlen worden als besonders zuverlässige, tapfere und furchtlose Männer. Einer von ihnen trug meine große Elefantenscheibe nebst Munition, ein anderer die Doppellbüchse mit den Patronen, ich selbst war auf dem Marsche nur mit dem Revolver und dem malayischen Parang, d. h. einem azyländischen Messer, bewaffnet.

Wir waren eine Stunde unterwegs und ich blieb einen Augenblick zurück, um einige Notizen in mein Tagebuch zu machen. Meine Malayen waren vielleicht 300 Fuß weiter vorwärts gegangen und meinen Widen entschwinden. Plötzlich hörte ich lautes Schreien, denn einen Schuß, und zwar anscheinend aus der schweren Elefantenscheibe, denn es gab ein gewaltiges Krachen. Ich mußte annehmen, daß die Malayen auf einen Elefanten gestoßen waren und eilte deshalb so rasch wie möglich vorwärts.

Ich kam auf eine kleine Lichtung, und hier bot sich mir ein sonderbares Bild. Einer der Malayen war auf einen Baum gestiegen und schrie mir von diesem aus ununterbrochen etwas zu, der andere Malayen lag am Boden und auf ihm trampelte ein Büffel, malayisch Sladong genannt, herum, ein ungeheures Tier mit weit abstehen-den Hörnern, von denen jedes einzelne drei bis vier Fuß lang war! Sofort fiel mir ein, daß dieser malayische Büffel für das gefährlichste Tier nicht nur der Insel Ceylon, sondern von ganz Indien gilt; selbst der Tiger ist nicht so gefährlich, wenn er geht dem Menschen aus dem Wege und fällt ihn nur an, wenn er Hunger hat. Der malayische Büffel aber ist eine wilde Bestie, er greift nicht nur jedes Lebewesen an, das ihm in den Weg kommt, und wagt sich selbst an den Elefanten, sondern er nimmt auch die Witterung besonders von Menschen auf und verfolgt sie, selbst im Lager ist man vor seinen Leberfällen nicht sicher.

„Wo ist das Gewehr?“ schrie ich dem Malayen, der auf dem Baum saß, zu.

Der Mann verstand mich und wies mit der Hand ungefähr fünfzig Schritte vorwärts. Dort lag meine Doppell-finte, die der Mann in dem Augen-blick fortgeworfen hatte, als der Büffel ihn und seinen Genossen angriff.

Durch meinen Ruf war aber der Büffel auf mich aufmerksam gewor-den. Er ließ von seinem Opfer ab, hob den Kopf, sah mich mit ruffun-terndem Augen an: „stieß dann ein furchtbares Brüllen aus.

In der nächsten Sekunde stürzte er sich auf mich. Zum Glück waren hinter Bäume in der Nähe. Ich sprang hinter einen Baum und deckte mich gegen den ersten Angriff des Büffels, aber schon schlug er mit seinen Hörnern um den Baum herum nach mir und ich mußte wie ein Hase nach dem nächsten Baume springen. Ich versuchte, in die Nähe meines Gewehrs zu kommen, aber das schien die Bestie zu bemerken und trieb mich in der entgegengesetzten Richtung weiter. Vergebens schrie ich dem Manne auf der Baume zu, her-unter zu kommen und das Gewehr zu nehmen, der Malayen war dr-rartig ängstlich geworden, daß er sich nicht vom Baume herunter traute.

Ich sah natürlich ein, daß das schöne Bestespiel nur kurze Zeit gegen einen wütenden Büffel ausge-halten werden konnte. Es dauerte keine vier bis fünf Minuten, so war ich vollkommen erschöpft. Ich riß mein Revolver heraus und feuerte drei Schüsse auf den Kopf des wütenden Tieres ab. Die Kugeln, die gegen seinen linken Schädel schlugen, verletzten ihn nicht, aber sie verblühten ihn doch — er blieb einen Augenblick stehen und ich wandte mich zur Flucht. Ich jagte über die Lichtung hinüber und hoffte vor dem Büffel einen Baum zu erreichen, den ich rasch erklettern konnte, aber plötzlich stolperte ich und fiel zu Boden. Der Büffel war hinter mir und keine zehn Schritte mehr von mir entfernt.

Rasend vor Wut stürzte er auf mich zu und ich wäre verloren gewesen, wenn nicht zwei Umlände mich gerettet hätten: erstens die Eigentümlichkeit, daß der Büffel seine Hörner gegen einen am Boden liegenden Men-schen nicht gebrauchen kann, sein Hals ist nämlich zu kurz, um ihn so weit herumzubiegen, daß die Spitze des Horns den am Boden Liegenden treffen könnte. Das andere Moment meiner Rettung aber war der Parang, den ich in meiner linken Hand hielt. In meiner Aufregung wußte ich gar nicht, wann ich den Parang ergriffen hatte, wahrscheinlich hatte ich ihn instinktiv mit der linken Hand gepackt, als ich mit der Rechten den Revolver zog, um auf den Büffel zu feuern.

Ich lag auf der rechten Seite und hatte den linken Arm frei. Schon war der Büffel heran. Ich hob mich auf dem rechten Arme empor und führte mit dem linken Arm mit aller verfügbaren Kraft einen Hieb gegen den rechten Vorderlauf des Tieres, dann warf ich mich mit einem halben Burzelbaum an ihm vorüber. Der Büffel slog an mir vorbei und brach zusammen. Der

Parang hatte ihm den rechten Vorder-lauf unmittelbar unter dem Knie glatt durchgeschnitten.

Fürchterlich brüllend und um sich schlagend lag er da. Ich sprang auf und lief, so rasch mich meine Füße tragen konnten, nach meiner Doppell-büchse. Im nächsten Augenblick hatte ich sie ergriffen, eine kurze Unter-suchung ließ mich, daß sie geladen sei.

Der Büffel hatte sich schon wieder ausgerichtet und stand jetzt auf drei Weinen da, unentschlossen, was er tun wollte. Ich ließ ihm keine Zeit zur Ueberlegung, eilte auf ihn zu und schoß ihm die beiden Läufe auf das Blatt ab. Mit einem dumpfen War-berollte er auf die Seite, war aber noch nicht tot.

Erst jetzt wagte es der Malayen, vom Baume herunter zu kommen und mir die Patronen zu bringen: ich lud rasch und zwei weitere Schüsse töteten die großgehörnte Bestie.

Unsere Aufmerksamkeit mußten wir jetzt natürlich auf den anderen, leblos am Boden liegenden Malayen richten. Wie mir sein Genosse erzählte, waren sie, ohne etwas zu ahnen oder zu hören, durch den Urwald gegangen, als plötzlich unmerklich vor ihnen der wilde Bulle auftauchte und sie ohne weiteres annahm. Der Malayen, der meine Elefantenscheibe trug, hatte auf den Büffel geschossen, hatte ihn auch, wie ich herausstellte, an der Brust verwundet, aber nur durch einen Streif-schuß, der nicht tödlich war. Dadurch war der Büffel nur noch wilder ge- worden und hatte seinen unglücklichen Gegner niedergedrückt und dann so lange mit der Vorderläufe auf ihm herumgetrampelt bis ich seine Auf-merksamkeit erregte.

Der Malayen hatte einige gebrochene Rippen, auch sein Gesicht war schwer verletzt, aber er lebte noch, und nach-dem ich unsere Waffen wieder zusam-mengehakt hatte, auch meines Revol-vers wieder habhaft geworden war, holen wir den Unglücklichen auf und schleppten ihn auf einem Plaid nach der Station zurück, wo wir erst nach einigen Stunden ankamen. Zum Glück war ärztliche Hilfe in der Nähe, und bei der zähen Natur der Malayen war vorauszusetzen, daß der Ver-letzte trotz seiner schweren Verletzungen wieder genesen werde. Als ich einige Wochen später von Ceylon abreiste, war er wenigstens auf dem Wege der Besserung und ging schon wieder umher.

Sprachkenntnis der Thiere.

Das in der Freiheit vollkommen unabhängig vom Menschen lebende Thier besitzt in den ihm von der Natur verliehenen Tönen eine Art Sprache, in der es sich mit seinen Artgenossen verständigen kann. Beim engen Zu-sammenleben verschiedener Thierarten z. B. in Wäldern oder Sümpfen lernen durch Erfahrung und Selbsterhaltungstrieb die Thiere manche Laute fremder Arten, be-sonders deren Warnsignale kennen und beachten. Das „wilde“ Thier ist also schon an und für sich empfänglich für Stimmlaute und lernt solche, zumal wenn deren Beachtung ihm Nutzen bringt oder es vor Schaden bewahrt, merken und befolgen. In der Gefan-genenschaft oder besser gesagt, in der Pflege des Menschen ist nun das Thier, soll es sich nicht unbehaglich oder verein-samt fühlen, geradezu darauf ange-wiesen, die Töne und Laute der menschlichen Stimme und Sprache verstehen zu lernen. Es spielt hierbei allerdings nicht das Thier die aktive Rolle, sondern der pflegende und zäh-mende Mensch.

Soll ein gezähmtes Thier Freude machen, so muß es in erster Linie sei-nem Pfleger aufs Wort gehorchen. Um dies zu erreichen, ist es nöthig, dem Thier Verständniß für den Tonfall der menschlichen Stimme beizubringen und es an bestimmte Worte zu gewöh-nen, deren jedes ihm genau eine ge-wisse Thätigkeit verschreibt. Z. B. muß es auf den Ruf „hierher“ herbeikom-men, auf „ruh“ seinen Lagerplatz wieder aufsuchen, auf „gib Pfötchen“ den Fuß reichen, auf „finde“ ein ge-wisses Lied singen etc. Hierbei kommt es allein auf das Wort an; dieses ohne besondere Betonung ausgesprochen, muß jedesmal beim Thier die verlangte Thätigkeit auslösen. Während des Lehrens und Lernens wird der Lehrer aber nicht gleichgültig den Leistungen des Thieres gegenüberstehen, sondern nach Bedarf loben oder tadeln. Hier-bei kommen nun nicht die gebrauchten Worte in Betracht, sondern allein der Tonfall der Stimme. Das Thier merkt sofort am barischen oder drohenden Ton, daß sein Herr unzufrieden ist und benimmt sich danach, während es bei Gebrauch derselben Worte in freundlichem Tone seine Freude dar-über sichtbar äußert. So wird also unter Lob und Tadel das zu zähmende oder abzurichtende Thier lernen auf die menschlichen Worte zu hören und das, was diese ausdrücken, fördern und ohne Zaudern zu befolgen. Ist nun ein solches Thier mit deutschen Lauten ergo-gen, so kann es naturgemäß nur sol-chen gehorchen, nicht aber denen einer andern Sprache. Es kann also nur deutsch, wird man sagen, und hat da-mit gar nicht so ganz Unrecht. Bezieht nun ein deutscher Nimrod einen in England bezirzten kostbaren Jagd-hund, so ist er höchlichst enttäuscht, weil

das Thier bei ihm vollkommen versagt. Der Hund versteht eben nur englisch und weiß mit den deutschen Lauten nichts anzufangen.

Wer in einem zweisprachigen Lande wie z. B. Lothringen lebt, kann an Pferden und Hunden täglich Beobach-tungen obengenannter Art machen. Das mit französischen Lauten erzogene Thier reagirt nur auf solche, das deut-sche auf deutsche. Besonders die klei-nen Hunde, die gern allen Leuten zu-thunlich sind, kommen auf ein freundschaftlich gerufenes „komm Hunderl“ nicht herbei, sowie sie aber „ici, mon jolt“ hören, wedeln sie mit dem Schweife und geben zu erkennen, daß sie den Zuruf verstanden haben. Genau so ist es mit Pferden und gezähmten Pa-pageien. Das französische Pferd zieht auf „allez“ an, nicht aber auf „hü“, der französisch erzogene Papagei mar-schirt auf „en avant, mon perroquet“ um den Tisch herum, reagirt aber nicht auf „vorwärts marsch“, mein Bogert!“ etc. Diese Thiere verstehen eben nur französisch.

Es gibt nun aber eine ganze Menge von Thieren, die zwei und vielleicht noch mehr Sprachen verstehen. Dies läßt sich leicht so erklären. Das an deutsche Laute gewöhnte Thier kommt in die Hände eines Ausländers und ist nun gezwungen, die ihm bisher un-verständlichen Laute zu lernen und ihnen zu gehorchen. Es vergißt aber darüber die zuerst erlernten Laute und Worte nicht und reagirt, oft nach lan-ger Zeit, sofort wieder auf die ihm noch bekannten deutschen Laute in richtiger Weise. Solche zwei- oder mehrsprachigen Thiere sind besonders für Artisten brauchbar, da sie gleich verwendet werden können, ohne erst Mühe mit der Erlernung anderssprachiger Kommandoworte zu verursa-chen. Man beginnt ja auch Versuche zu machen, eine Art Wolapitischsprache für solche Thiere einzuführen und dreifert zu Schaustellungen bestimmte Thiere, die öfters ihren Herrn wechseln, mit englischen Lauten oder einem Mißgemisch, wie er oft in Artistenkrei-sen gesprochen wird.

So kann man also ganz mit Recht und in vollem Ernst von Sprachkennt-nissen der Thiere sprechen, ohne damit sagen zu wollen, dies oder jenes Thier verstehe thatsächlich diese oder jene menschliche Sprache.

Dr. J. Gengler.

Ein Amerikaner über deutsche Kultur.

Kürzlich wurde der „deutsche Saal“ der mustergiltigen Hochschule für die Städte La Salle und Peru in Illinois feierlich eröffnet, der durch Direktor Jhos. J. McCormack, mit eigens aus Deutschland importierter Bilder von Schiller, Goethe und anderen deutschen Dichtern, sowie mit Ansichten deutscher Dome und Kathedralen, Schlösser und Burgen, mit Land-schaftsbildern vom Rhein, dem Neckar und der Mosel, dem Schwarzwald und Harz, und auch mit Bildern aus der altdeutschen Mythologie geschmückt ist. Aus der Einweihungsrede des Profes-sors McCormack, den er als einen der verdienstvollsten Pädagogen und Ge-lehrten dieses Landes rühmt, theilt Carl Zwanzig in seinem „La Salle County Herald“ folgende Stellen mit, die für den deutsch-amerikanischen Nachwuchs lehrreich und beherzigens-wertig sind:

„Ein bekannter Schriftsteller hat einmal gesagt, daß das 19. Jahrhun-dert Amerika gehöre. Das trifft aber nur zu mit Bezug auf Handel und Na-tionalwohlstand. Die intellektuelle Führerschaft der Welt hat während des letzten Jahrhunderts Deutschland ge-hört — wie das vorige Jahrhundert Frankreich gehörte — und diese Füh-rerschaft wird auch wahrscheinlich noch für eine geraume Spanne der Zukunft Deutschland gehören.“

„Seit dem Zusammenbruch des rö-mischen Weltreichs ist Deutschland das Schauplatz der Nationen gewesen und hat die guten und schlechten Folgen dieser Konflikte tragen müssen. Unter den gewaltigen Kaisern des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts zu frühem Ruhm gelangt, verfiel es später der Zwitteracht und Anarchie, die bei-nähe noch bis auf unsere Tage gedauert hat. Aber diese Anarchie war nur po-litischer Natur. Intellektuell und künstlerisch rehabilitirte es sich, ging zwei Jahrhunderte lang bei den Schu-len anderer Nationen in die Lehre, und ging als erfolgreicher und starker Sie-ger aus dem Wettkampf um die geistige Führerschaft der Welt hervor. Dies ist ein Beispiel, das jedem zur Lehre dienen kann. Deutschland schuf, nach-dem England und Frankreich längt ihren Ideen und Neigungen endgiltige Formen gegeben, sozusagen eine neue Sprache und gab der Welt die einzige Original-Literatur des verflohenen Jahrhunderts.“

„Nehmen wir nur irgend ein Jahr der jüngsten Vergangenheit, so beweist uns die Wissenschaft der Statistik, daß in Deutschland mehr Bücher hergestellt werden als in Großbritannien, den Ver. Staaten, Frankreich und Italien zusammen genommen, daß intensivere Forschungen in Deutschlands Univer-sitäten und technischen Hochschulen an-gestellt werden, und daß es ein verhält-nismäßig ebenso großes Quantum Ar-beit in den Künsten und der Musik lei-stet. Es sind diese Kultur-Erungen-schaften der Nation, welche uns so viele

unserer Mitbürger bringen, die unse-ren Kindern neue Pfade weisen. Und wir beugen uns willig dem berebenden Einflusse einer Nation, die so zahl-reiche Männer hervorgebracht hat, welche der menschlichen Rasse zur Zierde werden.“

„Wir Deutsche“, sagte einst Bis-marck in seiner berühmten Rede im deutschen Reichstag, „fürchten Gott und sonst niemand in der Welt.“ Er bezog sich dabei auf die physische Kraft seiner Gewaltpolitik von Blut und Eisen. Ich aber möchte dieses Wort auf die geistige Schöpfung anwenden, in welcher das deutsche Volk seinen Vergleich mit einem andern zu scheuen braucht und dessen Ruhm wir im Gedächtniß unserer Kinder zu verewigen wünschen!“

Was Europa an den Amerikanern verdient.

Bei der allgemeinen Klage, daß die smarten Yankees in alle Wälder ein-bringen und sich überall mehr und mehr den Vöwenantheil sichern, ist es nicht mehr als recht und billig, einmal daran zu erinnern, was Europa seinerseits an den Amerikanern verdient. Dabei haben wir nicht die feierlichen, aber doch auch etwas langweiligen Statistiken des internationalen Güterausstausches im Auge, sondern wir denken allein an die Amerikaner, die Vergnügens halber das rückständige alte Europa be-suchen und ihren Reiseweg durch eine mehr oder minder stark leuchtende Goldspur bezeichnen. Die Zahl der alljährlich Europa aufsuchenden Ame-rikaner dürfte auf 300,000 zu beziffern sein, und die Summe, die diese über-seischen Reisenden in Europa zurück-lassen, dürfte nicht viel weniger als 1000 Millionen Mark betragen. Im-merhin ein ganz nettes Stimmchen! Mehen wir uns einmal die einzelnen Posten, aus denen es sich zusammen-setzt, etwas näher an. Da ist zunächst die Beförderung des Gepäcks bis zum Dampfer, die Ueberfahrt mit Schiffen europäischer Gesellschaften und die sonstigen Ausgaben bei dieser Gelegenheit: das alles ist mit wenigstens 6 Millio-nen Mark anzusetzen. Der Reisende steigt an Land; neue Gepäc- und Reisefosten, dann das Leben im Hotel, die Restaurants und Theater, die Ein-käufe. Für die letzteren insbesondere stehen genauere Zahlen aus Paris zur Verfügung. Die Gemäld- und Kunst-händler von Paris werden jährlich Gegenstände im Werthe von 20 Millio-nen los; wenn wir sagen „im Werthe“, so möchten wir uns doch damit für den realen Kunstwerth der Gegenstände, die die Männer aus dem Lande der un-begrenzten Möglichkeiten erwerben, nicht verbürgen. 30,000 Amerikaner taufen ferner alljährlich für etwa 6 Millionen Mark Güte in Paris und zu den Pa-riser Schneidern und Schneiderinnen tragen sie über 32 Millionen.

Ferner kann man rechnen, daß vor den 300,000 amerikanischen Reisenden jeder allein in Frankreich wenigstens 20 Postkarten nach Hause schreibt, was, wie leicht zu berechnen ist, auch wieder ein ganz hübscher Posten wird. Den Werth der sogenannten Luxusartikel, die Paris an die Amerikaner verkauft, schätzt man auf rund 8 Millionen Mark. Um das Kapital der Einnah-men Europas von den Amerikanern zu verbollständigen, müßte man allerdings auch noch all das in Rücksicht ziehen, was ihrerseits Europäer, die nach Amerika gehen, dort verdienen. Man erinnere sich an die Honorare berühm-ter Aerzte, die nach Amerika berufen werden, an die fremden Kapellmeister, Schulleiter, Theaterdirektoren u. s. w. Ihre Zahl berechnet man im ganzen auf fast 50,000, und die Summe, die Amerika jährlich an diese Fremden entrichtet, wird auf 69 Millionen Mark zu berechnen sein. Aber nun bleibt noch das große Kapital der Sänger und Sängerrinnen, der Schauspieler und Schauspielerinnen mit ihren riesigen Honoraren übrig. Der jetzt so be-rühmt gewordene russische Bassist Schaliapin erhält für jede seiner zehn Vorstellungen in Amerika 20,000 Mk. Die beiden Reste begnügen sich mit 8000 Mk. für den Abend. Sarah Bernhardt brachte von ihrer letzten amerikanischen Gastreise 400,000 Mk., die Rejane über 300,000 Mk., Ellen Terry von einer kurzen Tournee 180,000 Mk. mit, und Paderewski hat in drei Monaten etwa 800,000 Mk. in Amerika verdient. Man sieht also, daß auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen: was Amerika auf der einen Seite den Europäern nimmt, das holen diese sich auf der anderen Seite wieder.

Die Klage wollte salonsfähig sein, da zog sie schöne Kleider an und nannte sich — Schmeichelei.

Dame: „Sie sagten mir doch, die Arbeit würde nur \$13 machen, und jetzt bringen Sie mir eine Rechnung über \$14.“ — Fischer: „Ja, wissen Sie, die 13 ist doch eine Unglückszahl, und viele Damen sind so abergläubig.“

Wenn sich jemand so angelegentlich mit dem Panamafanal beschäftigen würde, wie sich die Astronomen zur Zeit mit den Kanälen auf dem Mars abgeben, so würde der große Wasserweg zwischen den beiden zeanen wahrschein-lich seiner Vollendung schon bedeutend näher sein.



... Und was machen Sie Sonntags, Herr Federl?“
... Sonntags... D, da seh' ich mich im Stadtpark zwischen zwei hübsche, junge Damen und spiel' den verfluchten Rekl!“